

## 1. In den Fängen der Kiowas

Aiiii! – Markerschütternd drang der gellende Kriegsschrei durch die Tiefen des Waldes. Ohne uns abzusprechen, waren Winnetou und ich sofort von unseren Rappen gesprungen, nahmen Silberbüchse und Henrystutzen aus den Gewehrholstern, befahlen Iltschi und Hatatitla, sich nicht mehr zu regen, und brachten uns rasch in Deckung. Neben dem Pfad wuchs ein umfangreiches Adlerfarngebüsch<sup>1</sup>, sodass wir uns leicht an der Stelle verbergen konnten.

Kaum hatten wir uns niedergelegt, krachte irgendwo vor uns ein Schuss, dann erklangen kurz Kampfgeräusche, und schon wenige Augenblicke später erscholl ein indianischer Siegeschrei aus mehreren Kehlen.

„Es müssen Kiowas dort vor uns sein!“, flüsterte mir Winnetou zu.

„Höchstwahrscheinlich, mein Bruder, zumindest befinden wir uns hier mitten in ihren Jagdgründen. Lass uns nachschauen, warum da gerade wer auf wen losgegangen ist.“

Winnetou nickte.

Wir schoben uns aus dem dichten Adlerfarn wieder hinaus. Verzehren würde ich besser kein Stück dieser Pflanze. Winnetou hatte mir vor Jahren beigebracht, dass der Adlerfarn hochgiftig und zum Verspeisen völlig ungeeignet ist.

<sup>1</sup> Pteridium aquilinum

Unseren braven Rappen brauchten wir keine weitere Anweisung zu geben, diese würden sich erst wieder vom Fleck bewegen, wenn wir es erlaubten. Winnetou übernahm wie selbstverständlich die Führung und kroch dicht am Boden, immer nur Finger und Fußspitzen tastend auf dem Erdreich aufsetzend, damit ihn kein knackendes Unterholz bei seinem Anschleichen verraten konnte. Ich blieb ihm dicht auf den Fersen und versuchte, haargenau den gleichen Weg zu nehmen, den er mir vorgab, doch ich verließ mich nicht allein auf das Tasten, sondern schaute mir die Bodenbeschaffenheit vor mir so genau an, wie es hier, unter dem recht dichten Dach des Nadelwaldes, im diffusen Halbdunkel überhaupt möglich war.

Die Vegetation um uns herum machte uns die Aufgabe zumindest leicht, verborgen und unentdeckt zu bleiben. Zwischen den schlanken Nadelbäumen gab es Unmengen an Sträuchern, sodass wir gut Deckung finden konnten. An lichten Stellen des Waldes wuchs die Apfelbeere<sup>1</sup>. Sie ist ein etwa mannshoher Strauch aus der Familie der Rosengewächse, in Nordamerika heimisch und wird von den Ureinwohnern schon seit Hunderten von Jahren als vitaminreiche Winternahrung geschätzt. Auch der amerikanische Faulbaum, der auch als amerikanischer Kreuzdorn bezeichnet wird, wuchs hier zuhauf. Die Indianer Mexikos bezeichnen die Faulbaumrinde übrigens als die

<sup>1</sup> Aronia

„heilige Rinde“. Ob das daher kommt, dass die Faulbaumrinde vor allem bei chronischer Verstopfung angewandt wird und sich auch bei der Behandlung von Schwächezuständen des Darms, bei Hämorrhoiden und sogar bei der Behandlung von fettiger und unreiner Haut bewährt hat, kann ich allerdings nicht sicher sagen. Die Sumpfporststräucher wuchsen hier fast eineinhalb Meter hoch und waren über und über mit weißen, fünfzähligen Blüten bedeckt. Winnetou kroch gerade in einen großblättrigen grünen Strauch hinein, dessen Bezeichnung ich nicht nennen kann. Wer soll diese unzähligen fremden Arten auch alle titulieren können?

Winnetou hob kurz seinen Arm, das Zeichen, dass wir nun nicht weiter durften. Ich schob mich vorsichtig direkt an die Seite meines Blutsbruders. Durch das dichte Blattwerk sahen wir auf eine kleine Lichtung. Die Sonne stand noch hoch genug, dass alles glasklar zu erkennen war. Gegenüber der Freifläche war ein junger Mann an den Stamm einer Pinyan-Kiefer gefesselt worden. Vor ihm in einem Halbkreis saßen fünf Indianer – eindeutig Kiowas.

Genau in der Mitte der Rothäute befand sich ein Mann, der der Anführer der Gruppe zu sein schien. Er hatte glatte, lange, in der Mitte gescheitelte Haare, die in zwei nicht geflochtenen Zöpfen ausliefen. Einen besonderen Häuptlingsschmuck wie Adlerfedern gab es nicht. Die Stirn des ledrig wirkenden Gesichts wies Falten auf, die schon

mehr als Furchen zu bezeichnen waren. Kleine, schwarze Augen saßen tief in den Höhlen, sodass sie kaum erkennbar waren. Markant waren auch die deutlich vorstehenden Wangenknochen. Die herabhängenden Mundwinkel des schmalen Mundes verliehen dem Gesichtsausdruck insgesamt etwas Mürrisches.

Über einem Leinenhemd mit bauschigen Ärmeln trug der Rote einen Knochenpanzer<sup>1</sup> auf der Brust. Eine rote, breite Decke diente als Gürtelersatz. In dieser steckte ein Pfeifentomahawk aus Metall mit hölzernem Stiel, dessen Ursprung wahrscheinlich mexikanisch war. Die Mokassins waren aufwändig mit blauen Perlen bestickt, in die ein eigenwilliges rot-hellblaues Ornament eingearbeitet war.

„Uff, uff!“ Winnetou flüsterte mir ins Ohr. „Das ist Za-ko-yea, der ‚Große Bogen‘, einer der bedeutendsten Kriegshäuptlinge der Kiowas.“

Von dem hatte ich auch schon gehört, sollte er doch für die meisten Raub- und Kriegszüge seines Stammes in Texas, Oklahoma, Kansas und New Mexico verantwortlich sein. Seine Krieger waren nur schlicht mit Leggings, Lendenschurzen und Mokassins bekleidet.

<sup>1</sup> Es gibt diesen Knochenschmuck für den Arm, für den Hals und wie hier für die Brust. Beim Brustpanzer sind zwei Hälften mit Knochen in Dutzenden Reihen untereinander verknüpft, sodass sie genau über dem Brustkorb hängen. Der Knochenschmuck dient vor allem als Schutz bei Angriffen mit Messer oder Pfeil und Bogen.

Kriegsbemalung hatten die Kiowas nicht aufgetragen.

Za-ko-yea begann zu sprechen:

„Was hat das Bleichgesicht in den Jagdgründen der Ga-i-gwu<sup>1</sup> zu suchen?“

„Ich bin auf der Jagd nach dem Mörder meines Bruders.“

„Ist der Gesuchte etwa ein Krieger meines Volkes?“

„Nein, es handelt sich um ein Bleichgesicht.“

„Das ist gut, aber dennoch wirst du am Marterpfahl sterben, denn wir haben gegen alle weißen Männer das Kriegsbeil ausgegraben!“

„Aber ich habe doch mit euch nichts zu schaffen.“

„Es wäre besser für dich gewesen, unser Revier nicht zu betreten. Wie sagt man bei euch so schön: mitgefangen, mitgehungen!“

Der Kiowa-Anführer sprach ein lupenreines Englisch. Belesen war Za-ko-yea also ohne Frage, auch an seiner gewählten Sprache erkennbar, aber ansonsten wurde er seinem schlechten Ruf gerecht. Seit Ausbruch des Bürgerkriegs überfiel er mit seiner Horde entlegene Siedlungen, Ranches und Farmen, stahl alles, was er gebrauchen konnte, und brannte die Gutshöfe dann nieder, wie ich später von Winnetou erfuhr.

Seit Neuestem hatten die Komantschen, mit denen die Kiowas eng befreundet waren, zudem

<sup>1</sup> Korrekter Name der Kiowa, was soviel wie ‚das fürstliche Volk‘ bedeutet.

mit dem Handel von gefangenen Geiseln ein einträgliches Geschäft für sich entdeckt. Sie entführten vor allem Frauen und Kinder, raubten ganze Vieh- und Pferdeherden, um sie den Comancheros gegen Waffen, Munition, Kaffee, Tabak, Salz und Zucker anzubieten. Dieser gewinnbringende Tier- und Menschenhandel wurde vor allem im Llano Estacado durchgeführt.

Comancheros wurden mexikanische, amerikanische oder mischblütige Händler genannt, die hauptsächlich mit den Komantschen und Kiowas diesen mehr oder weniger illegalen Handel betrieben. Es kam sogar nicht selten vor, dass die Comancheros als Unterhändler der US-Armee beim Freikauf von weißen Gefangenen und Sklaven eingesetzt wurden. Dabei gaben sich die Roten und die Comancheros sogar oftmals gegenseitig Tipps, um gemeinsam diese kriminellen Machenschaften zum Nachteil der Amerikaner durchzuführen.

Nun besah ich mir den gefesselten jungen Weißen erst einmal genauer, der dort relativ gefasst an der Pinyan-Kiefer angebunden stand. Er hatte dunkelblonde, mittellange Haare und war bartlos. Sein Stetson lag im Gras, der war ihm wohl bei seiner Überwältigung vom Kopf gerissen worden. Der Mann mochte höchstens fünfundzwanzig Jahre zählen und hatte einen freundlichen, offenen Gesichtsausdruck. Hellblaue Augen saßen unter gut geformten, nicht zu buschigen Augenbrauen in einem schmalen Gesicht. Die Nase war leicht abgeschrägt, was etwas an einen

Papageienschnabel erinnerte. Manchmal kann man sich ja täuschen, aber hier hatten wir es bestimmt mit keinem Schurken zu tun. Insofern stand für mich fest, dass ich ihn auf jeden Fall befreien wollte. An Kleidung trug der Jüngling eine grobe braune Hose, die von breiten dunkelblauen Hosenträgern gehalten wurde und am Gesäß Einlagen aus Leder hatte, um sie vor dem Durchscheuern zu bewahren. Um die Hose außerdem vor Gestrüpp zu schützen, hatte der Gefangene Beinlinge aus Leder über die Hosenbeine gezogen. Das blassgraue, knopflose Hemd war geschlossen gearbeitet und musste zum Anziehen über den Kopf gestreift werden. Über dem Hemd trug der Gefangene eine glatte, schwarze Lederweste. Die Jacke musste sich bei seinem Pferd befinden, wo immer dieses auch stecken mochte.

Genau den Umstand sprach Za-ko-yea jetzt an: „Wo hat das Bleichgesicht sein Pferd stehen?“

Der Jüngling presste seine Lippen fest zusammen.

„Soll der Häuptling der Kiowas ein Feuer anbrennen lassen, die Klinge seines Bowiemessers mithilfe der Flammen zum Glühen bringen und damit deine Haut verbrennen? Redest du erst dann, weißer Mann? Ich kann mir kaum vorstellen, dass du es seit deiner Kindheit gelernt hast, Schmerzen zu erdulden, wie der rote Mann!“

Der Gefesselte gab auf der Stelle klein bei, er sah ein, dass Verstocktheit ihm nur Nachteile einbringen würde.

„Da weiter links steht mein Pferd, an einer Kiefer angebunden, vielleicht dreihundert Fuß von hier entfernt.“

„Warum hat das Bleichgesicht sein Pferd stehen lassen und ist zu Fuß weitergegangen?“

„Ich wollte in der Umgebung nach Wasser Ausschau halten, es riecht doch hier so, als ob sich in der Nähe ein Bach oder Flusslauf befinden muss. Das Suchen geht in diesem Urwald aber ohne Pferd wohl schneller.“

Za-ko-yea nickte verstehend. Dann wandte er sich an seine Krieger:

„Sahpooly<sup>1</sup> und Tsomah<sup>2</sup>, sucht rasch das Pferd des weißen Mannes!“

Unwillkürlich sah ich den mit ‚Gelbes Haar‘ angesprochenen Krieger an, der gerade aus dem Schneidersitz aufstand. Tatsächlich hing diesem eine Strähne gelben Haares lang auf der rechten Seite der Haartracht herab. Die musste er sich angemalt oder gefärbt haben. Wie kam er dazu? Hatte der Mann einen diesbezüglichen Traum gehabt? Auf jeden Fall hatte ich so etwas noch nicht zuvor gesehen. Es musste doch sehr umständlich sein, wenn man sich regelmäßig diese gelbe Strähne selbst verpassen musste, um seinem Namen gerecht zu werden.

Winnetou schaute zu mir herüber. Ich wusste genau, was er damit ausdrücken wollte. Da die zwei Krieger gerade die Lichtung verlassen hatten, befanden sich vor uns nur noch drei Kiowas, die

<sup>1</sup> Kiowasprache = Eule

<sup>2</sup> Gelbes Haar



den Gefangenen bewachten. Ich nickte verstehend. Ganz vorsichtig standen wir auf. Da wir uns im Rücken der Roten befanden, konnten uns diese nicht sehen, der junge Gefangene aber schon! Hoffentlich verriet er uns nicht, denn als wir aufgestanden waren, hatten wir kaum noch Deckung, die uns verbarg. Doch der Jüngling hielt die Augen fest zugepresst. Hatte er innerlich schon mit seinem Leben abgeschlossen?

Winnetou sprang aus dem Gesträuch auf die Wiese und war mit vier raschen Sprüngen hinter den drei Kiowas. Ich war vielleicht einen Meter zurückgeblieben. Im Sprung hatte der Apatsche schon seinen Tomahawk gezückt und so in der Hand gedreht, dass er augenblicklich mit der Flachseite zuschlagen konnte.

Nun öffnete der Gefangene doch gerade die Augen und brachte ein überraschtes „oh“ über die Lippen, als er uns da heranstürmen sah. Irritiert ob des Ausrufs sah Za-ko-yea ihn an, aber da war Winnetou schon hinter dem Anführer der Horde und drosch diesem die Flachseite des Beils an die Schläfe. Ich nahm stattdessen die rechte Faust und brachte meinen gefürchteten ‚Schmetterschlag‘ beim rechts vom Häuptling sitzenden Krieger an. Fast zeitgleich sackten die beiden Roten in sich zusammen. Der dritte sprang erschrocken auf, da waren wir aber schon zu zweit über ihm. Winnetou drückte ihm den Hals zu, damit er keinen Warnruf ausstoßen konnte, und Bruchteile von Sekunden später traf ihn

meine Faust, sodass auch er ohnmächtig zu Boden ging.

Angstvoll sah uns der Gefangene an, konnte er sich doch auf das Geschehen keinen Reim machen, zumal er auch noch einen weiteren Roten neben mir ausmachte und nicht wusste, was das zu bedeuten hatte.

„Still, keinen Mucks, wir befreien Euch, Mister!“, warnte ich den Gefesselten.

Schon stand ich vor ihm und zerschnitt mit meinem Bowiemesser die schmalen Lederriemen.

„Bloß schnell weg von hier, Mister, bevor die anderen Indianer zurückkommen!“, warf der Befreite ängstlich ein und rieb sich seine schmerzenden Handgelenke, um das Blut wieder richtig zum Zirkulieren zu bringen.

„Nonsense!“, erwiderte ich. „Und was wird dann aus Eurem Pferd?“

„Egal. Hauptsache, wir sind am Leben.“

Winnetou fragte mich:

„Scharlih, wo mögen die Kiowas ihre Ponys stehen haben?“

„Bestimmt nicht weit von hier entfernt, ich glaube aber kaum, dass wir Zeit haben, sie zu suchen.“

Mein Blutsbruder nickte. Schon setzte ich mich neben Za-ko-yea, hob den schlaffen ohnmächtigen Körper so an, dass er direkt vor meinem Bauch zu liegen kam, und hielt ihm demonstrativ mein Bowiemesser an den Hals.

Dann rief ich laut in den Wald hinein:

„Die tapferen Krieger der Kiowas, die das Pferd des Bleichgesichts herbeischaffen sollen, mögen keine Dummheit begehen, wenn ihr Häuptling Za-ko-yea am Leben bleiben soll.“

Ich hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, da brachen Sahpooly und Tsomah schon fast panisch von der gegenüberliegenden Seite durch das Gestrüch zu uns auf die Lichtung heraus.

„Uff, Uff!“, entfuhr es dem ‚Gelben Haar‘, als er mit einem kurzen Blick die Situation erfasste.

„Lasst die Waffen stecken, dann geschieht Euerem Anführer nichts!“

„Gebt dem weißen Mann auf der Stelle sein Pferd zurück“, ergänzte mein Blutsbruder meine Forderung.

Sahpooly kam dieser Anordnung sofort nach und übergab den Schecken, noch völlig aufgelöst, an den jungen Weißen.

„Mein roter Bruder möge sich vor uns hier auf die Wiese niedersetzen, Tsomah auch“, sprach Winnetou mit freundlichen Worten, um die Situation etwas zu entspannen.

Die beiden Kiowas sahen den Apatschen zwar irritiert an, kamen der Aufforderung aber ohne Murren nach. Besorgt sahen sie erst ihren Anführer Za-ko-yea an, dann wieder uns.

„Keine Angst, euer Häuptling schläft nur. Old Shatterhand hat ihn lediglich mit seiner Faust ins Reich der Träume geschickt.“

„Uff, uff, bist du etwa Old Shatterhand?“

„Ja, so ist es!“

„Dann musst du Winnetou, der Oberhäuptling aller Apatschenstämme, sein.“

„Auch das ist richtig“, antwortete ich an Stelle meines Blutsbruders.

„Unsere Völker leben derzeit in Frieden miteinander“, ergänzte Winnetou meine Worte.

„Das stimmt, die Apatschen sind derzeit nicht unsere Feinde!“

Bei den letzten Worten regte sich Za-ko-yea merklich in meinen Armen.

„Kann ich das Messer von der Kehle eures Häuptlings nehmen oder gehen die tapferen Krieger der Kiowas dann gleich wieder in Kampfhaltung über?“

„Nein, wir unternehmen nichts. Die Entscheidung, was zu geschehen hat, liegt allein in den Händen unseres großen Häuptlings Za-ko-yea!“

Dieser kam gerade langsam zu sich und erschrak, als er dabei genau in mein Gesicht dicht über sich schaute:

„Uff, uff, was ist geschehen?“

Bei den Worten fasste er sich an den Schädel. Er durfte wohl furchtbare Kopfschmerzen haben.

„Winnetou und ich haben das junge Bleichgesicht befreit, das ihr zuvor gefangen nahmt.“

„Ist der junge Weiße ein Freund von euch?“

„Nein, wir kennen ihn gar nicht.“

„Warum helfst ihr ihm dann?“

„Wir helfen jedem Menschen, der unschuldig in Not geraten ist.“

„Ihr könnt doch gar nicht wissen, ob er nichts Unrechtes getan hat.“

„Wir lagen eine Weile im Gesträuch hinter euch und haben dabei nichts gehört, was gegen den jungen Weißen sprechen würde.“

„Aber er befindet sich in unseren Jagdgründen.“

„Das ist doch kein Grund, jemanden gleich ermorden zu wollen.“

„Wir haben aber gegen alle Bleichgesichter das Kriegsbeil ausgegraben.“

„Ihr tragt gar keine Kriegsbemalung!“

„Wir wussten nicht, dass wir heute in unseren Jagdgründen auf Feinde treffen würden.“

„Sei es, wie es sei, nun haben wir jedenfalls die Oberhand, insofern ist der junge Weiße ein freier Mann und kann gehen, wohin er will.“

„Und wenn wir das nicht zulassen?“

„Sieht Za-ko-yea nicht, wer hier gerade die Geschicke des Handelns in der Hand hält?“

„Ein böser Geist muss euch zur Seite gestanden haben.“

„Nein, wir haben euch nur schlicht und einfach hier auf der Lichtung überwältigt und niedergeschlagen.“

„Und was habt ihr nun mit uns vor?“

„Gar nichts, wir sind doch nicht eure Feinde.“

„Also soll jeder friedlich seiner Wege ziehen können?“

„So fände ich es am allerbesten, großer Häuptling der Kiowas.“

„Dann sei es so, howgh!“

Das hatte ich so nicht erwartet, aber Za-ko-yea wollte sich wohl nicht länger als Unterlegener vor den Seinen blamieren und die lästige Angelegenheit daher lieber so schnell wie möglich aus der Welt schaffen. Die beiden von uns niedergestreckten Krieger kamen nun auch gerade wieder langsam zu sich, was mich freute, denn beim Niederschlagen eines Gegners ist es immer mit einem gewissen Risiko verbunden, dass dieser vielleicht nicht wieder aufwacht, weil man zu fest zugeschlagen hat.

„Dann lass uns die Pfeife des Friedens und der Versöhnung trinken!“, bemerkte ich nun mit möglichst würdevoller Stimme, die dem Anlass angemessen sein sollte.

Überrascht sah mich der Kiowa-Anführer an. Das hatte er sich so wohl nicht vorgestellt, nahm es ihm doch die Möglichkeit, es sich nach unserem Auseinandergehen umgehend wieder anders zu überlegen.

„Das wird nicht nötig sein...“

„Doch, außerdem sehe ich, dass du in deiner Decke, die dir als Gürtel dient, einen wunderschönen Pfeifentomahawk stecken hast.“

„Winnetou hat Kinnikinnk in einem Säckchen dabei“, ergänzte der Apatsche meine Worte.

Bestimmt hatte auch Za-ko-yea dieses fürchterliche Gemisch aus der Borke verschiedener Bäume – Weide und Erle beispielsweise –, Salbei, Pfefferminz, Süßgras, Bärentraube, Hartriegel, Huflattich, Lobelia und Kamille bei sich, dem nur ein

wenig echter Tabak beigemischt war. Eine beliebte und oft verwendete Pflanze war im Kinnikinnik auch der Sumac bzw. Sumach<sup>1</sup>. Aber was auch immer alles so in diese Mixtur hineingegeben wird, es lässt auf jeden Fall schon einen gewissen Zweifel an der Gaumenfreundlichkeit aufkommen. Wobei ich von Winnetou wusste, dass er viel mehr echten Tabak als üblich dem Kinnikinnik beimischte, was die Sache deutlich erträglicher machte.

Za-ko-yea sperrte sich nicht weiter und nestelte den Pfeifentomahawk aus dem Gürtelschal. Winnetou reichte ihm das kleine Ledersäckchen und der Kiowa stopfte die kleine Metallpfeife mit Kinnikinnik aus dem Vorrat des Mescaleros. Inzwischen entzündete Winnetou unter Zuhilfenahme eines Punks, also Präriefeuerzeugs, etwas trockenes Gras, mit dem Za-ko-yea den Tabak umgehend in Brand setzte. Dann ging die Pfeife reihum. Jeder vollführte die vorgeschriebenen Züge in alle vier Himmelsrichtungen, zum Himmel und zur Erde, und dann gingen wir in Frieden mit den Kiowas auseinander.

<sup>1</sup> Bei uns unter den Namen Gewürzsumach, Färberbaum, Gerbersumach oder Essigbaum bekannt.